



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Erwin Rohde. In der Nacht vom 10. zum 11. Januar ist unerwartet Erwin Rohde, Professor der klassischen Philologie an der Universität Heidelberg, einem Herzschlag erlegen. Er gehörte zu den Gelehrten, die nicht nur für Fachgenossen schreiben, sondern alle Gebildeten zu fesseln verstehen. Es liegt dies an den Stoffen, denen er sich zuwandte, wie an der Leichtigkeit, mit der er das Rüstzeug schwerer Gelehrsamkeit und methodischer Forschung handhabte. Seine Hauptwerke sind: „Der griechische Roman und seine Vorläufer“ (Leipzig, 1876), „Psyche, Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen“ (Freiburg, 1894), „Friedr. Creuzer und Karoline von Günderode“ (Heidelberg, 1896). Aber auch viele seiner kleinern Arbeiten, in Zeitschriften zerstreut, haben eine Bedeutung, wie sie derartige Aufsätze nicht häufig in Anspruch nehmen dürfen. Die „Psyche“ ist ein klassisches Werk, das seinem Namen Unsterblichkeit sichert, es sei denn, daß unsre Wissenschaft unterginge und unsre Kultur, die auch heute ihre Wurzeln noch tiefer ins Hellenentum geschlagen hat, als viele ahnen oder zugeben wollen. Ein weites Gebiet ist hier zum erstenmal aufgehellert worden, Zusammenhänge der spätern Zeit mit der einsam aus der Vergangenheit ragenden homerischen Welt werden erkannt, und rückwärts wird Licht geworfen in die wallenden Nebel der vorhomerischen Zeit, die trügerisch den Blick verwirrten und sichere Erkenntnis für immer auszuschließen schienen. Und in künstlerisch vollendeter Darstellung und Sprache hat der Entdecker die Resultate besonnenster Forschung verkündet. Rohde ist nur zweiundfünfzig Jahre alt geworden. Er hatte noch viel zu sagen und zu geben, was keiner so wie er geben konnte. Einen engern Kreis hat ebenso tiefes Weh ergriffen, wie es vor kurzem viele faßte, als Heinrich von Treitschke die Augen schloß. Vornehm und selbstbewußt ging er seinen Weg, seit Nietzsche sich von seiner Seite riß, auch einsam. Er konnte, er wollte vielleicht auch keinen Ersatz finden für den Verlust, der ihn nicht plötzlich traf; er sah den Freund zum Abgrund taumeln, er versuchte ihn zu halten, ward zurückgestoßen, in ungeahnter Schrecklichkeit traf jenen die Vernichtung, und dem andern blieb die nie geheilte Wunde. Früh hat auch ihn das Schicksal hingerafft, doch nicht umsonst hat er gelebt; was er geschaffen hat, wird weiter wirken, noch überfließt niemand, wie weit.

P. St.

Achilleus und Kerberos. Es war auf dem Berliner Kongreß. Graf Schuwalow hielt eben einen Vortrag, in dem er die Forderungen des russischen Kabinetts entwickelte: als sich plötzlich Lord Beaconsfield erhob, dem russischen Bevollmächtigten mit einer kurzen und gebieterischen Geberde das Wort abschnitt und mit erhobener Stimme rief: Quesei Kähös Belloi! — wozu die beiden andern Vertreter Englands, der Marquis von Salisbury und Lord Ampthill, mit dem Kopfe nickten. Aber außer ihnen wußte niemand, was Lord Beaconsfield eigentlich gesagt hatte. Wie einmal ein ostpreussischer Gutsbesitzer in einem Berliner Gasthose den Kellner rief und sagte: Schicken Sie mal die Margell rauf, daß sie mit dem Rodder kommt, ich habe den Schmand verschwaddert! — und der Kellner zum Besten lief und meinte, es sei ein Herr oben, der spreche wohl Deutsch, aber es könne ihn keiner verstehn: so schien Lord Beaconsfield wohl englisch zu sprechen, aber der Kongreß konnte ihn nicht verstehn. Graf Schuwalow war außer stande, seine Rede fortzusetzen, Fürst Gortschakow blieb sprachlos, und Fürst Bismarck mußte die Sitzung aufheben. Erst am Abend beim Diner ergab es sich, daß Lord

Beaconsfield lateinisch gesprochen hatte. Seine Worte waren gewesen: Quasi Casus Belli, fast ein Kriegsfall. Ein ähnliches Befremden erregt es in Neapel, wenn ein Engländer nach Pompei fahren will, will sagen nach Pompeji, wenn er im Museum nach der Daiäna, das heißt nach der Diana fragt, oder wenn er in der Geschichte von dem Alsibaiadis (Alcibiades) oder von dem Sihsar (Cäsar) oder von dem Sairös (Cyrus) oder von den Dihsiar Magistrai (Decii Magistri) spricht. Der Engländer spricht die klassischen Namen und die lateinischen Worte englisch aus.

Das selbe thun bekanntlich die Franzosen und die Italiener, deren Sprache eben aus dieser eigenmächtigen Behandlung des Lateins hervorgegangen ist. Zum Beispiel hat im Französischen M am Ende einer Silbe den nasalen Ton des N; Nom, Name, und non, nein, wird beidemal wie nong ausgesprochen. So kommt es, daß Homme, das lateinische Homo, nachdem es zu Hom und Om verkürzt worden ist, wie On ausgesprochen und geschrieben wird und das unbestimmte Fürwort der dritten Person bildet, das unserm man entspricht. Ähnlich wird aber auch die lateinische Endung —um, wenn sie sich in Frankreich, wie bei den Worten Opium und Todeum, erhalten hat, wie —ong ausgesprochen, während die Italiener, die keinen Konsonanten im Auslaute dulden, das m ganz abwerfen, das u in o verwandeln und: Oppio, Todeo sagen. Das lateinische Cumulus wird von den Franzosen etwa wie Kümmeel ausgesprochen, das von Cuminum kommt, mit dreifachem ü und hörbarem s; einen Trottel bezeichnet man in Frankreich gelegentlich als einen Minus-habens, das wird ausgesprochen: Minusabängs. Genau so verfahren die Franzosen und die Italiener mit den alten Eigennamen, auch diese werden nach Landesart behandelt und ausgesprochen; ja die romanischen Nationen gehen sogar noch weiter als die Engländer, indem sie diese Namen, wenigstens die bekanntern unter ihnen, auch so schreiben wie sie sprechen. Napoleon III. schrieb nicht eine Histoire de Julius Caesar, sondern eine Histoire de Jules César; und die Italiener kennen keinen Alexander Magnus, sondern: Alessandro il Grande, keinen Anaxagoras, sondern einen Anassagora, für Cicero sagen sie: Cicerone und für Julius Cäsar: Giulio Cesare. Freie und selbstbewußte Nationen pflegen so mit dem ererbten Sprachgut zu schalten und zu walten; auch die Deutschen haben sich dieser Freiheit einmal bedient.

Der Kaisertitel allein würde zu dem Beweis genügen, daß das Volk seine eigne Manier hat, die Namen auszusprechen. Kaiser ist soviel wie Cäsar, das Wort knüpft wie Zar an den Julius Cäsar an; aber die Aussprache stimmt nicht mit der des Namens Cäsar überein. Kaiser klingt altertümlicher als Cäsar; Kaiser stammt noch aus einer Zeit, wo das C vor ae seine alte gutturale Aussprache noch nicht verloren hatte, wo daher auch die Griechen den lateinischen Namen *Καῖσαρ* schrieben. Plutarch zum Beispiel, im ersten Jahrhundert nach Christus, schreibt noch *Καῖσαρ*. Es läßt sich nicht genau bestimmen, wie lange diese Aussprache nach dem Untergange des weströmischen Reiches noch bestanden hat; jedenfalls haben sie die Germanen beibehalten und nicht abgegeben, als die Gelehrten: Cäsar zu sprechen und zu schreiben anfangen. Der Umstand, daß der Diphthong ae wie im Griechischen mit ai wiedergegeben wird, macht es nicht unwahrscheinlich, daß die Goten, die zuerst und ursprünglich Kaiser sagten, nicht den Römern, sondern den Griechen nachgesprochen haben, das heißt: daß das Wort Kaiser der deutschen Sprache durch die Griechen vermittelt worden ist. Wir haben also hier den Fall, daß ein lateinischer Name in Deutschland eine Form empfangen und beibehalten hat, die ihm die Griechen gegeben haben. Noch

häufiger ist das Umgekehrte der Fall: daß ein griechischer Name in Deutschland so ausgesprochen wird, wie ihn die Römer ausgesprochen haben.

Man spricht die Namen immer so aus, wie sie das Volk ausspricht, von dem man sie gehört hat: das liegt in der Natur der Sache. Zum Beispiel alle im Homer vorkommenden Eigennamen brauchen wir in der Form, die sie im Lateinischen haben, weil Homer im Mittelalter dem Abendlande nur durch den metrischen Auszug der *Ilias*, den aus dem ersten Jahrhundert und der Zeit der Julischen Dynastie stammenden *Homerus latinus*, ein Schulbuch, daneben durch Virgil bekannt geworden ist. Im Mittelalter hat man nur die Erzeugnisse der klassischen lateinischen Litteratur gelesen, die wenigen Kenner des Griechischen wurden als ein Wunder angestaunt. Erst im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert wurde die Kenntnis der griechischen Sprache und Litteratur allgemeiner. Neuchlin war der erste Lehrer des Griechischen in Deutschland. Im Jahre 1488 besorgte Demetrius Chalkondylas in Florenz die erste Ausgabe des Homer, das erste größere griechisch gedruckte Werk überhaupt. Bis dahin schöpften die Gelehrten also nicht aus der Quelle, sondern empfangen die griechischen Namen aus zweiter und dritter Hand.

So kam es, daß man z. B. den Namen Aeneas, der im Griechischen: *Aivelaç* lautet, nicht nach Analogie von Kaiser behandelte, sondern wie im Lateinischen: Aeneas oder wie im Französischen: Énéas schrieb, wobei man auch darin noch vom Original abwich, daß man nach deutscher Manier den Hochton auf die erste Silbe legte. Heinrich von Veldke schrieb im Jahre 1183 eine Eneide, die nicht einmal auf der Aeneide Virgils, sondern auf einem französischen Gedicht, dem Roman d'Énéas des Benoit de Sainte-More beruht. Der Name des göttlichen Dulders Odysseus erscheint bei Virgil in der volkstümlichen Form Ulysses oder Ulixes, indem das *d*, wie so häufig, in *l* übergegangen ist (wie bei *lingua*, *lacrima*, *littera* usw.). Dieses Ulysses hat folglich auch in Deutschland bis in die neuere Zeit gegolten. Im Jahre 1537 übersezte der Münchner Stadtschreiber Simon Schaidenraiser, genannt Minervium, die *Odyssea*: „Das sind die allerzierlichsten und lustigsten vierundzwanzig Bücher des ältesten, kunstreichsten Vaters aller Poeten Homeri von der zehnjährigen Irrfahrt des weltweisen Griechischen Fürsten Ulyssis.“ Ja, noch Schiller schrieb im Jahre 1803, als der Name Odysseus bereits durch Johann Heinrich Voss eingebürgert worden war, im „Siegessäfest“ die Zeile:

sprachs Ulyß mit Warnungsblide,
von Athenens Geist besetzt.

Der Name Ulysses zeigt zugleich die Gewohnheit der Römer, bekannte griechische Namen auf *-eus* abzukürzen und aus Achilleus: Achilles zu machen, was jedoch nicht immer geschah, z. B. bei Atreus, Proteus und Morpheus nicht. Wir haben dann die Endung vollends abgestoßen. Noch zwei Namen, bei denen die lateinische Vermittlung recht hervortritt, sind: Ajax (*Ilias*) und Pollux (*Polydeukes*).

Im Zusammenhang damit steht die durchgängige Verwandlung des griechischen *-os* in das lateinische *-us*, des griechischen *-ov* in das lateinische *-um*; ein Name wie Cerberus hat nicht nur durch die Assimilation des Anlauts, sondern auch durch die Latinisierung des ganzen Wortes gelitten. Das Wort *Logos* ist ein seltenes Beispiel der Erhaltung; sonst scheint es selbstverständlich, daß man jeden griechischen *Os* in einen lateinischen *Us* umsetzt und Demodocus, Athanasius, Angelus, Parrhasius, Petrus und Paulus sagt. Es heißt ja auch: *Evangelium*, obgleich jeder Quartaner den griechischen Ursprung merkt. Dem allen soll nun ein Ende gemacht werden: in gelehrten und sogar in populärwissenschaftlichen Werken wird neuerdings

immer häufiger pedantisch: Achilles und Kerberos, Kirke, Kentaur geschrieben und damit die Wissenschaft dem Volke abermals entfremdet, die Sprache künstlich zurückgeschraubt und zunächst für jeden gebildeten Mann ein Stein des Anstoßes geschaffen.

Von der Inkonsequenz will ich gar nicht reden. Selbst wenn es gelänge, alle altgriechischen Namen wiederherzustellen: es bleiben immer noch tausend Eigennamen übrig, die auch dem Originale nicht entsprechen, die willkürlich überliefert worden sind und in der Sprache leben. Warum setzt man denn nicht auch Ahsaharsa für Xerxes, Darajavusch für Darius oder Dareios, wie denn Mesziche: Zarathustra statt Zoroaster schreibt? Wie kann man es aushalten, Rom zu sagen und nicht Roma, Theben und nicht Thebae, Venedig und nicht Venetia, Mailand und nicht Mediolanum oder wenigstens Milano? Warum korrigirt man nicht schnell in der Geschichte der Mark Brandenburg, wo fahrlässig Albrecht Achilles steht: Albrecht Achilleus? Von dem Accent, der ebenfalls wieder griechisch gemacht werden müßte, sodaß es nicht Diógenes, sondern: Diogenēs, nicht Achilleus, sondern: Achilleüs lautete, will ich ganz schweigen.

Ich will nur fragen: wird der Gelehrte, der jetzt krampfhaft, um recht gelehrt zu erscheinen, Kentaur, Kerberos und Kirke drucken läßt, auch in Gesellschaft und in der Hoffnung, verstanden zu werden, von der Achilleusferse reden und zu einer Dame sagen: sie sei eine wahre Kirke? — Thut er es nicht, so giebt er stillschweigend damit zu, daß diese Formen nicht im Volke leben, daß sie nicht deutsch sind. Der Deutsche sagt eben Achilles, Cerberus und Circe. Der Deutsche hat diese Begriffe in seiner Sprache, der Gelehrte wagt sie nur nicht zu gebrauchen, weil er glaubt, daß sie seinem Volke nicht gehörten. Seiner Meinung nach gehören sie den alten Griechen, und er darf daran nichts ändern. Der bescheidne Mann! Er vergift den Rat, den Cäsar selbst gab, als er de Ratione latine loquendi schrieb: Habe semper in memoria atque in pectore, ut tanquam scopulum, sic fugias inauditum atque insolens verbum.

Leipzig

Rudolf Kleinpaul



Litteratur

Der Achtstundentag. Wenn eine praktische Frage durch die Erfahrung ausgemacht werden kann, so ist nach dem Buche von John Mac: Der Achtstunden-Arbeitstag (autorisierte Übersetzung von Julian Borchardt, Weimar, Emil Felber, 1898) die Frage nach den Wirkungen der Abkürzung der Arbeitszeit in der Industrie ausgemacht. Der Verfasser benutzt nur ausnahmsweise Werke von frühern Bearbeitern und stützt sich größtenteils auf die Aussagen von Fabrikanten, Fabrikdirektoren und Beamten, die, soweit es sich um englische handelt, mit deutlicher Nennung der Firmen wörtlich angeführt werden. Im Laufe der Untersuchung, sagt er im Vorwort, „habe ich es persönlich unmöglich gefunden, nicht von Tag zu Tag ein entschiedener Anhänger des Achtstundentages zu werden. Die kürzere Arbeitszeit hat jedes Volk, das sie einführte, gesünder, reicher und

Grenzboten I 1898

43